

**h₂nr*

Festschrift für Heiner Eichner

DIE SPRACHE

Zeitschrift für Sprachwissenschaft

Im Auftrag der Wiener Sprachgesellschaft
herausgegeben von Heiner Eichner

unter Mitwirkung von
Hans Christian Luschützky,
Robert Nedoma,
Oskar E. Pfeiffer,
Klaus T. Schmidt
und Chlodwig H. Werba

Redaktion: Robert Nedoma

48 (2009)

Wiener Sprachgesellschaft
Harrassowitz Verlag · Wiesbaden

**h₂nr*

Festschrift für Heiner Eichner

herausgegeben von
Robert Nedoma und David Stifter

Wiener Sprachgesellschaft
Harrassowitz Verlag · Wiesbaden

DIE SPRACHE – Zeitschrift für Sprachwissenschaft, 48 (2009)

Im Auftrag der Wiener Sprachgesellschaft herausgegeben von HEINER EICHNER unter Mitwirkung von HANS CHRISTIAN LUSCHÜTZKY, ROBERT NEDOMA, OSKAR E. PFEIFFER, KLAUS T. SCHMIDT und CHLODWIG H. WERBA.

Anschrift: Institut für Sprachwissenschaft der Universität Wien, Dr.-Karl-Lueger-Ring 1, A-1010 Wien, Österreich.

Alle redaktionelle Korrespondenz, Manuskripte und Bücher sind an den Herausgeber (Anschrift wie oben) zu richten. Für unverlangt eingesandte Bücher kann weder eine Besprechung noch Rücksendung garantiert werden.

Eingelangte Manuskripte unterliegen einem Begutachtungsverfahren durch mindestens zwei *peer reviewer*. Über die Annahme entscheidet das Herausgeberkollegium.

Die Aufnahme von Repliken und persönlichen Erklärungen wird prinzipiell abgelehnt; die Autor(inn)en sind ihrerseits zu einer streng sachlichen Formulierung angehalten.

© Wiener Sprachgesellschaft, Wien 2010

Gedruckt mit Unterstützung des Bundesministeriums für Wissenschaft und Forschung, Wien.

Die Zeitschrift und alle in ihr enthaltenen Beiträge und Abbildungen sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes bedarf der Zustimmung der Wiener Sprachgesellschaft. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen jeder Art, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und für die Einspeicherung in elektronische Systeme.

Rechteinhaber, die nicht ermittelt werden konnten, werden gebeten, sich an die Wiener Sprachgesellschaft zu wenden.

Satz: Robert Nedoma

Druck und Verarbeitung: AZ Druck und Datentechnik GmbH, Kempten

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier.

Printed in Germany

www.harrassowitz-verlag.de

ISSN 0376-401X

ISBN 978-3-447-06226-8

DIE SPRACHE ••• Bd. 48 (2009)

**h₂nr.* Festschrift für Heiner Eichner

herausgegeben von Robert Nedoma und David Stifter

IX–XI	Vorwort
XIII–XVI	Tabula gratulatoria
1–10	ACKERMANN, KATSIARYNA Zum slavischen asigmatischen Aorist
11–19	ARAPI, INA Die Lokution <i>do me thanë</i> und andere synonyme Wortgefüge im Albanischen
20–26	BALLES, IRENE <i>Lang, rund und krumm</i> : zu einigen indogermanischen Zusammenbildungen
27–33	BAMMESBERGER, ALFRED Gotisch <i>swesa</i> (<i>Skeireins</i> II, 25–26). Mit Anmerkungen zum Dual beim Adjektiv
34–43	BOCK, ALBERT und BRUCH, BENJAMIN Nucleus Length and Vocalic Alternation in Cornish Diphthongs
44–54	CHRISTIANSEN, BIRGIT Typen von Sanktionsformeln in den lykischen Grabinschriften und ihre Funktionen
55–65	FEULNER, ANNA HELENE Kuhns Gesetze im <i>Beowulf</i>
66–70	GRIFFITH, AARON A note on pronominal coordination in Old Irish
71–79	ILLÉS, THERESA-SUSANNA Modern Irish nominal declension: standard and application

- 80–86 JANDA, MICHAEL
Eine mykenische Muse gratuliert Heiner Eichner
- 87–91 KLINGENSCHMITT, GERT
Zur Etymologie des Lateinischen: *discere*
- 92–97 LÜHR, ROSEMARIE
Das Formans lat. *-ā-* in Nomen und Verb
- 98–106 MATZINGER, JOACHIM
Illyrisch und Albanisch – Erkenntnisse und Desiderata
- 107–111 MCCONE, KIM
‘Kochen’
- 112–117 MELCHERT, H. CRAIG
The Animate Nominative Plural in Luvian and Lycian
- 118–126 NEDOMA, ROBERT
Matronae Aviaitinehae
- 127–131 OETTINGER, NORBERT
Die Derivationsbasis von idg. **daiuér-* (**sh₂aiuér-*) ‘Bruder des Ehemannes’
- 132–138 REINHART, JOHANNES
Zur westslawischen Lehnwortkunde: westslawisch **cblo* ‘Zoll’
- 139–144 REMMER, ULLA
Νιόβη und die Navagvas. Eine Dialektform in der griechischen Epik
- 145–155 RIEKEN, ELISABETH
Zur Entwicklung der neutralen *a*-Stämme im Hethitischen
- 156–166 SADOVSKI, VELIZAR
Ritual Formulae and Ritual Pragmatics in Veda and Avesta
- 167–174 SALOMON, CORINNA
Das Phonem als Entdeckung der Griechen
- 175–181 SCHAFFNER, STEFAN
Althochdeutsch *foraharo* m. *n*-St. ‘Verkündiger, Herold’ und *harēn* sw. Vb. III ‘rufen, anrufen’
- 182–191 SCHMIDT, KLAUS T.
Zu den konsonantischen Fernwirkungen im Tocharischen

192–200	SCHMITT, RÜDIGER Nabarzanes und sein Anhang. Ein iranistisch-onomastisches Lehrstück
201–208	SCHUMACHER, STEFAN Eine neue venetische Inschrift aus Ampass bei Hall in Tirol
209–216	SCHWEIGER, GÜNTER Fragment einer weiteren neuen altpersischen Inschrift aus Susa
217–226	SEYER, MARTIN und TEKOĞLU, RECAI Das Felsgrab des <i>Stamaha</i> in Ostlykien – ein Zeugnis für die Ostpolitik des <i>Perikle</i> von Limyra?
227–232	SOWA, WOJCIECH Lesbisch ἐσπιπάμων
233–240	STIFTER, DAVID Neue Inschriften in norditalischer Schrift aus Österreich
241–246	STÜBER, KARIN Zur Subjektskodierung mit <i>do</i> ‘zu, für’ beim altirischen Verbalnomen
247–254	TREMBLAY, XAVIER Urindogermanisch *-η#
255–262	WIDMER, PAUL Die präverbale Partikel * <i>haiV</i> des Britannischen als komplexer Konjunktoren
263–272	Verzeichnis der wissenschaftlichen Publikationen von Heiner Eichner 1970–2009
273–292	Register Bd. 48 (2009) (DAVID STIFTER)



Henner Eichler

Vorwort

Am 10.9.2010 vollendet Heiner Eichner sein 68. Lebensjahr. Die vorliegende Festschrift erscheint aus Anlass seiner Emeritierung, und zwar als Jahrgangsband der Zeitschrift *Die Sprache*, der der Jubilar seit langem verbunden ist – zuerst als Beiträger und bibliographischer Referent, später auch als Herausgeber.

Heiner Eichner – in seinem Namen sind die Radikale der urindogermanischen Wurzel **h₂nr-* ‘Mann’ zweimal enthalten – wurde 1942 im oberfränkischen Kronach geboren. Das Denkmal für einen großen Linguisten aus dieser Stadt, Johann Kaspar Zeuß, den Begründer der Keltologie, machte tiefen Eindruck auf das Kind bzw. den Jugendlichen. Heiner Eichner schloss das 1962 in München begonnene Studium im Jahre 1974 in Erlangen mit einer Dissertation bei Karl Hoffmann ab, in der er die Deklination des Hethitischen untersuchte. Anschließend war er ein Jahrzehnt lang in Regensburg tätig, zunächst als Wissenschaftlicher Assistent von Helmut Rix und dann – nachdem er sich mit einer Arbeit über indogermanische Numeralia habilitiert hatte – als Akademischer Oberrat. Ab 1984 folgten fünf Jahre eines Wanderdaseins, in denen sich der Jubilar als Privatdozent in Basel und Eichstätt sowie als Lehrbeauftragter an weiteren Universitäten verdingte. 1989 nahm er schließlich einen Ruf als Ordinarius für Allgemeine und Indogermanische Sprachwissenschaft am Institutsteil Indogermanistik des Instituts für Sprachwissenschaft an der Universität Wien an und hat hier 42 Semester lang gewirkt. Ab 1995, nach dem Tod Jochem Schindlers, oblagen ihm die Leitung des Institutsteils Indogermanistik und für einige Jahre auch die der Kommission für Iranistik (nunmehr: Institut für Iranistik) der Österreichischen Akademie der Wissenschaften. Mit der wohlwollenden Unterstützung des Geehrten konnte seit der Jahrtausendwende auch das Fach Keltologie an der Universität Wien kräftig gedeihen. Ferner hat er auch sogenannte kleine indogermanische Sprachen wie etwa Albanisch, Kurdisch und Zazaki im universitären Bereich gefördert.

Wie wohl nur wenige Fachvertreter ist Heiner Eichner ein Allrounder, der sich einem Großteil der indogermanischen Sprachen und Kulturen in Forschung und Lehre widmet; es gibt kaum einen Zweig des Indogermanischen, zu dem der Geehrte keine substanziellen Beiträge geliefert hat. Seit jeher gilt dem anatolischen Sprachzweig sein besonderes Augenmerk, und er konnte

auch anhand von altanatolischem (hethitischem) Sprachmaterial jenes urindogermanische Lautgesetz entdecken, das nun seinen Namen trägt; in seiner Kernformulierung – in Nachbarschaft von h_2 bleibt (das Timbre von) \bar{e} erhalten –¹ sind übrigens die Initialen des Entdeckernamens enthalten. Über den Rahmen der Indogermanistik hinaus sind es schließlich das Etruskische und die Plansprachen, die sein spezielles Interesse gefunden haben. Eine beträchtliche Anzahl seiner Arbeiten hat epigraphisch bezeugtes Sprachmaterial oder ganze epigraphische Texte zum Gegenstand. Der Bogen spannt sich dabei von altanatolischen Quellen über etruskische, lateinische und norditalische Inschriften bis hin zu den runenepigraphischen Texten der älteren germanischen Sprachen; dabei hat Heiner Eichner immer wieder auch paläographische, metrische, texttheoretische und schriftgeschichtliche Aspekte in den Vordergrund gerückt. Einen besonderen Stellenwert nimmt seit vielen Jahren die Arbeit am lykischen Inschriftenkorpus ein, bei der sich die Teilnahme an Grabungen und die enge Zusammenarbeit mit Archäolog(inn)en als überaus ertragreich erwiesen hat. Wenn sich der Jubilar über all die Jahre mit der konsequenten sprachwissenschaftlichen Analyse ‘seiner’ epigraphischen Quellen intensiv beschäftigt hat, so bildete ein zweites Themenfeld, die Erforschung der urindogermanischen Akzent- und Ablauttypen, einen Forschungsschwerpunkt vor allem in der Erlanger und Regensburger Zeit; auf den Ergebnissen dieser früheren Arbeiten basieren dann weiterführende Überlegungen zum Wechselspiel von Flexion und Wortbildung bzw. zu Kollektiv und Komprehensiv als Numeri.

Eine Würdigung wäre nicht vollständig ohne Verweis auf jene Einblicke, die „ohnehin jedem klar sind“ (O-Ton Jubilar), die man aber doch nur bei ihm in dieser Zahl und gleichsam frei Haus erhalten konnte. So ‘leben’ die An- und Einsichten des Geehrten, die seinem bemerkenswert großen fachlichen Horizont entspringen, nicht nur in seinen eigenen Publikationen – die Zahl von Referenzen des Typs „Heiner Eichner, mündlicher Hinweis“ in Arbeiten ihm Nahestehender ist Legende.

Die in thematischer wie auch methodischer Hinsicht breit gestreuten Beiträge in dieser Festschrift – aufgrund der großen Anzahl an Autor(inn)en musste es aus Umfangsgründen bei Miszellen bleiben – spiegeln die Vielfalt der Interessen und Aktivitäten Heiner Eichners wider. Die Herausgeber hoffen, dass der Jubilar in den hier versammelten Beiträgen von Weggefährter(inn)en, Kolleg(inn)en, Mitarbeiter(inne)n und Schüler(inne)n auch etliche Fa-

¹ Heiner Eichner, Die Etymologie von heth. *mehur*. In: MSS 31 (1973), 53–107: 72.

cetten seiner eigenen Forschungs- und Lehrtätigkeit wiederzufinden vermag. Alle Beteiligten wünschen Heiner Eichner von Herzen weiterhin ungebrochene Schaffenskraft und Schaffensfreude – *ad multos annos!*

Die Herausgeber danken Michael Janda, Eva Lettner und Corinna Salomon für ihre Unterstützung bei der Arbeit an dieser Festschrift.

ROBERT NEDOMA

DAVID STIFTER

Wien, im Juni 2010

Das Phonem als Entdeckung der Griechen

CORINNA SALOMON

Den alten Griechen wurde durch die Jahrhunderte antiker Kulturtradition in Europa viel Anerkennung zuteil für die epochale Leistung der Schaffung des Alphabets, wie es im Prinzip heute, in post-kolonialistischer Zeit, auf allen Kontinenten gebraucht wird. In der modernen Fachliteratur wird diese im Zuge der modernen wissenschaftlichen Betrachtung relativiert. Einmal geht es schlicht um das Zurückweisen der eurozentristischen Implikationen, die oft mit dem Lob der griechischen Genialität einhergingen.¹ Daneben hat sich aber, v.a. im angloamerikanischen Raum, eine Darstellungsweise durchgesetzt, die in den Begriff *Alphabet* die Schriften ('Konsonantenalphabete') des westsemitischen Raumes ab der Mitte des 2. Jahrtausends v. Chr. mit einbezieht, und damit einem nicht eindeutig bestimmbar westsemitischen Volk oder Einzelkämpfer² die Ehre zuteil werden lässt.³ Die Griechen bleiben die Schöpfer des einzigen vollständigen Alphabets, das sich in 5000 Jahren Schriftlichkeit herausgebildet hat. Die Idee, einen Teil des phönikischen Zeicheninventars so umzuschichten, dass mit nicht benötigten Konsonantenzeichen Vokale notieren werden konnten, gilt in der schriftgeschichtlichen Literatur als einer der wichtigsten Schritte in der strukturellen Entwicklung von Schrift, neben dem Übergang von Semasiographie zu Glottographie und neben der eben westsemitischen Gruppen zugesprochenen Schaffung eines Alphabets, d.h. der Erkenntnis des Phonems.

Dieser – strenggenommen linguistische – Durchbruch ist es, der der Definition von Alphabet zugrunde liegen muss, wenn nicht ausschließlich Schrift

¹ Z.B. bei Eric A. Havelock (O'Connor 1996, 88).

² Ob bzw. in welchen Fällen Schrift von einer Einzelperson oder kleinen Gruppe von Personen erfunden wird oder sich in einem längeren Diffusionsprozess entwickelt, ist für die hier aufgeworfenen Fragen natürlich keineswegs irrelevant, kann aber hier nicht diskutiert werden.

³ Diring (1949, 37) nennt die Erfindung des Alphabets die „last and most important stage of writing“ und vermutet, das defektive semitische Konsonantenalphabet wäre auch ohne Zutun der Griechen früher oder später vervollständigt worden (S. 566).

gemeint sein soll, die alle Phoneme einer Sprache unabhängig voneinander wiedergibt. In diesem Zusammenhang ist die mehrfach vorgebrachte Theorie, oder eigentlich Behauptung, interessant, der Begriff des Phonems wäre als solcher überhaupt eine Erfindung und Eigentümlichkeit von Alphabetkulturen.⁴ Als Argumente werden hierzu zwei Punkte vorgebracht: Erstens ist nach rein phonetischen Maßstäben die Silbe die kleinste (prosodisch) messbare Einheit von Sprache, das Phonem dagegen quasi nur ein strukturalistisches Abstraktum. Zweitens ist bemerkenswert, dass die höchste Analysestufe, die moderne Schriftschöpfer, deren Vorgangsweise in gewissem Ausmaße nachvollzogen werden kann, erreicht haben, die der Silbenebene war (z.B. das Cherokee-Syllabar).

Das Problem, mit dem ich mich beschäftigen möchte, erscheint vielleicht auf den ersten Blick überholt. Igan J. Gelb nahm in seinem Werk *A Study of Writing*, das als erste linguistisch fundierte Untersuchung von Schrift und Schrifttypen gilt,⁵ in Anlehnung an einige ältere Gelehrte eine sehr grundlegende Neubewertung der Konsonantenschriften vor.⁶ Entgegen der *communis opinio* der Ägyptologen postulierte er, es handle sich weder bei der ägyptischen Schrift noch bei den systematisch in ihrer Tradition stehenden westsemitischen Schriften um Konsonantentalphabete, sondern vielmehr um Silbenschriften ohne Distinktion von Vokalen (C vs. C^x). Diese Definition, die, wie er selbst betont, eigentlich keinerlei praktische Auswirkungen hätte,⁷ ergibt sich aus einer rigorosen Anwendung seines *Principle of Unidirectional Development*, das keine typologische Schriftentwicklung erlaubt, die nicht eine Phase der silbischen Schreibung beinhaltet. Demgemäß ist für Gelb tatsächlich nur das griechische Alphabet ein Alphabet, in dem prinzipiell Phoneme im Gegensatz zu Silben geschrieben werden. In der Literatur wird Gelbs Ansicht meist unter den Teppich gekehrt, da aus dem oben genannten Grund aus einer Entscheidung scheinbar nicht viel gewonnen werden kann.⁸

⁴ Z.B. Friedrich 1966, 13: „Die Erkenntnis des Einzellautes, vor allem des Konsonanten, die uns durch den elementaren Schulunterricht anerkannt ist, ist für den Naturmenschen weder selbstverständlich noch leicht zu gewinnen.“

⁵ Daniels 1996, 7.

⁶ Gelb 1963, 76 ff. 147 ff.

⁷ Gelb 1963, 77 f.

⁸ Z.B. Coulmas 1989, 145. Daniels (1996, 4) verpasst den westsemitischen Schriften einen eigenen Namen (*Abjad* parallel zu *Alphabet*) und lehnt die angestrebte Zuordnung zu Syllabographie oder Alphabetschrift grundsätzlich ab. Friedrich (1948, 102) nennt die semitischen Schriftzeichen kurzerhand „halbe Silbenzeichen“ und erspart

Healey allerdings stellt dezidiert fest, der Erfinder des ersten westsemitischen Alphabets müsse Phoneme erkannt haben.⁹

Oft bemüht wird in diesem Zusammenhang die althergebrachte, aber im Grunde bis heute nicht bewiesene Prämisse, dass Schrifttyp an Sprachtyp gekoppelt sei.¹⁰ Im Falle der semitischen Sprachen hieße das, dass die Vernachlässigung der Vokale in der Schrift mit der konsonantischen Wurzelstruktur des Semitischen und der Flexion und Derivation mittels Vokalalternation zusammenhänge – grob gesagt, Konsonanten seien für das Leseverständnis wichtiger als Vokale, die zwecks Zeichenreduktion weggelassen würden. Coulmas weist aber ganz richtig darauf hin, dass genaugenommen ein semitischer Satz in konsonantischer Schreibung schwieriger zu lesen ist als etwa ein englischer, da es im Semitischen viel mehr Wörter mit dem gleichen Konsonantenskelett gibt.¹¹ Da die Frage nach Leseeffizienz sowieso sehr subjektiv ist und als Argument nicht viel aushält, beschränke ich mich wie Coulmas darauf festzuhalten, dass die Struktur der westsemitischen Schriften die der damit verschrifteten Sprachen auf die eine oder andere Art reflektiert. Ob es sich um Silben- oder Alphabetschriften handelt, kann auch unter diesem Gesichtspunkt nicht entschieden werden, denn denkbar ist ebenso gut eine Silbenschrift, die angesichts der konsonantischen Basis des Semitischen auf jegliche Distinktion hinsichtlich der Vokale verzichtet.

Aufschluss geben kann auch nicht die Tatsache, dass in den semitischen Schriften der Gedanke der Vokalbezeichnung nicht unbekannt war. Die Methode, vereinzelt Vokale mithilfe von bestimmten Konsonanten zu markieren, erst als Folge von Apokope am Wortende, dann verallgemeinert auch im Wortinneren, nahm vom Aramäischen seinen Ausgang und verbreitete sich bei den Phönikern und weiter mehr oder minder im gesamten semitischen Raum. Der Unterschied gegenüber dem Griechischen besteht darin, dass die sogenannten *matres lectionis* zu keiner Zeit und an keinem Ort obligatorisch waren oder auch nur einigermaßen konsequent gebraucht wurden, bevor die Rückwirkung des griechischen Alphabets der Vokalschreibung Vorschub leistete.¹² Die Verwendung beschränkte sich gemeinhin auf Fälle, in denen bewusst überdeutlich geschrieben werden sollte, d.h. vor allem bei Namen

sich typologische Eindeutigkeit. O'Connor (1996, 88) räumt ein, der Punkt sei linguistisch argumentierbar, aber „counterintuitive“.

⁹ Healey 1990, 202.

¹⁰ Z.B. Sampson 1985, 100 f.; Friedrich 1966, 173.

¹¹ Coulmas 1989, 145 f.

¹² O'Connor 1996, 94.

und im Bereich der religiösen Überlieferung (Wort Gottes). Die *matres lectionis* werden gerne als Vorläufer der systematischen Vokalnotation bei den Griechen vorgestellt, und höchstwahrscheinlich waren die Griechen mit der Praxis vertraut. Die meisten der phönikischen Konsonantenzeichen, die für Vokalzeichen ausgewählt wurden, waren die, die auch als *matres lectionis* gebraucht wurden, weil sie artikulatorisch nahelagen (z.B. Halbvokale für /u/ und /i/). Wie immer man die Relevanz der *matres lectionis* für die Neuerungen, die zum griechischen Alphabet führten, bewerten will, sagt ihre Existenz wieder nichts über die Struktur der westsemitischen Schriften aus, da deutliche oder redundante Vokalbezeichnung auch aus Silbenschriften bekannt ist (Pleneschreibung).

Gelbs *Principle of Unidirectional Development* setzt eine Entwicklung Ideographie → Logo-/Syllabographie → Alphabetschrift voraus. Genaugenommen wäre diese auch gegeben, wenn man annähme, dass die ägyptische Schrift eine Silbenschrift war, die westsemitischen Schriften aber prinzipiell schon Alphabete, die gemäß der sprachlichen Struktur den Schritt von Silbenzeichen mit mangelhafter Vokaldistinktion zu phonemischer Konsonantenschreibung unter gänzlicher Vernachlässigung der Vokale gemacht hätten.¹³ Die eigentliche Crux liegt in der Bewertung der Schrifttypen, die Daniels als *Abugidas* bezeichnet¹⁴. Dabei handelt es sich um eine kleine, aber heterogene Gruppe, die neben den indischen Schriften auch die meroitische und äthiopische umfasst. Ein Zeichen in einem Abugida bezeichnet eine CV-Silbe, die durch den Konsonanten definiert ist, in Kombination mit einem Standardvokal (in den indischen Schriften und der meroitischen /ǎ/ bzw. /a/, in der äthiopischen /ə/). Andere Vokale werden extra markiert, meist mit Diakritika. Diese Schriften hängen ein wenig im luftleeren Raum zwischen Silben- und Alphabetschriften. Traditionell werden sie zu den ersteren gezählt,¹⁵ es vertreten aber manche Gelehrte die Ansicht, es handle sich um phonemische Systeme, da jede Phonemkombination theoretisch geschrieben werden kann. Darauf, dass im Prinzip ein syllabisches System zugrunde liegt, weist v.a. der formale Unterschied, der zwischen Vollzeichen (Silben-

¹³ Im Grunde könnte man auch eine sehr kurze silbische Phase zu Anfang der ägyptischen Entwicklung postulieren, was vielleicht die Ägyptologen befriedigen würde. Gelb (1963, pass.) scheint aber logographische Komponenten Silbenschriften zuzuordnen.

¹⁴ Daniels 1996, 4. Auch Bright 1994, 324 vertritt die Ansicht, dass für nicht eindeutig silbische oder alphabetische Systeme eine neue Nomenklatur geschaffen werden muss – er wählt den etwas technischeren Terminus „alpha-syllabic“.

¹⁵ Z.B. Février 1948, 330 ff. („Néosyllabisme“); Friedrich 1966, 125.

und unter Umständen vollen Vokalzeichen) und Diakritika besteht, sowie die graphische Einheit des *akṣara* (um einen Begriff aus der indischen Grammatik allgemein anzuwenden). Nun sind alle drei bekannten Abugidas aus gerade dem Schriftkreis entlehnt, dessen Struktur eben zur Debatte steht: die meroitische Schrift aus der ägyptischen, die äthiopische aus einer südsemitischen, und die indische allem Anschein nach aus der aramäischen oder wenigstens einer nahe verwandten¹⁶. Möchte man nun die westsemitischen Schriften als Konsonantenalphabet verstehen – wie könnte man erklären, dass zwei daraus entlehnte Schriften (das Meroitische aus dem Ägyptischen sei als Sonderfall weggelassen) unabhängig voneinander wieder das Silbenprinzip anwenden? Verschiedene Theorien wurden zur Entstehung von Abugidas im Allgemeinen vorgebracht. Vornweg wurde vorgeschlagen, dass die Entwicklung keineswegs unabhängig sei. Coulmas (1989, 181) schreibt Gelb und Diringer die Ansicht zu, die indischen Schriften seien nach dem Vorbild einer südsemitischen Schrift geschaffen;¹⁷ allerdings ist die äthiopische Schrift selbst erst ab den ersten Jahrhunderten n. Chr. belegt, und eine hypothetische Vordatierung scheidet daran, dass die frühesten Belege noch rein konsonantische Struktur aufweisen. Die Vokalmarkierung setzte erst um 350 n. Chr. unter griechischem Einfluss voll ein. Die indischen Schriften sind spätestens im 3. Jahrhundert v. Chr. in den Aśoka-Inschriften, vielleicht schon früher¹⁸ belegt. In Frage käme also rein chronologisch als Vorbild nur die meroitische Schrift, die aber etwas abweicht.¹⁹ Eine umgekehrte Wirkungsrichtung anzunehmen, wie Gelb (1963, 188) vorschlägt, ist wenig attraktiv, da die Entwicklung von Vokalschreibung in der äthiopischen Schrift problemlos durch die Bekanntschaft mit dem griechischen Alphabet erklärt werden kann. Ein Einfluss von diesem ist auch für die meroitische sehr wahrscheinlich²⁰ – ob ein solcher Impuls auch für die indischen Schriften in

¹⁶ Mittlerweile ist die Abstammung von sowohl Brāhmī als auch Karoṣṭhī aus der aramäischen Schrift zumindest in nicht indisch-nationalistisch geprägter Literatur weitgehend anerkannt (Salomon 1996, 372).

¹⁷ Gelb (1963, 188) vertritt die genau umgekehrte Meinung. Auf die 1968 erschienene 3. Auflage von Diringers *The Alphabet* habe ich leider keinen Zugriff, in der 2. Auflage lehnt er eine südsemitische Schrift jedoch dezidiert zugunsten der aramäischen ab (Diringer 1949, 335).

¹⁸ Salomon 1996, 372. Coulmas (1989, 181) setzt das 5. Jahrhundert an.

¹⁹ Die meroitische Schrift kennt keine Diakritika, sondern drei Vollvokalzeichen für /e/, /o/ und /i/, die sowohl für den anlautenden als auch für den inlautenden Vokal stehen, wenn er nicht /a/ ist.

²⁰ Diringer 1949, 191.

Frage kommt, hängt wiederum davon ab, wie weit man die unsichere Datierung der frühesten Inschriften herabsetzt.

Für die indischen Schriften wurde dafür wieder das Argument der Sprachstruktur vorgebracht: Ein Abugida sei sinnvoll für Sprachen wie die indischen, in denen ein bestimmter Vokal sehr dominant ist. Ist dieser Umstand aber Grund genug, von einer defektiven Alphabetschrift wieder auf eine Silbenschrift umzusteigen? Dass die alten Inder, die Urväter der Grammatik, das Phonem erkannt haben, dürfte feststehen. Pāṇinis *Aṣṭhādhyāyī* impliziert bereits ein Verständnis dafür; seine nicht sicher datierbare Arbeit fällt ungefähr in dieselbe Zeit wie der Beginn der brahmanischen Schriftlichkeit.²¹ Ist es also denkbar, dass die Inder bewusst eine Entscheidung für das silbische Prinzip getroffen haben, die nur in der Retrospektive wie ein Rückschritt aussieht?²² Ist es auch vorstellbar, dass die Äthiopier, deren Ruf als Linguisten an den der Inder nicht heranreicht, unter dem Eindruck einer semitischen und der griechischen Schrift auf den selben Gedanken verfallen sind?²³ Gelbs *Principle of Unidirectional Development*, das solche 'Rückentwicklungen' kategorisch ausschließt, würde seine Bewertung der semitischen Schriften als silbisch unter dem Gesichtspunkt der Abugidas weiter bestätigen: Versteht man die semitischen Schriften als Syllabare, sind die Abugidas mit ihrer variablen Vokalmarkierung ein logischer nächster Schritt in einer gänzlich linearen Entwicklung zur Phonemschrift, die eine Parallele (oder womöglich sogar ein Vorbild) in der innersemitischen Entwicklung der *matres lectionis* haben.²⁴

Zum Abschluss möchte ich die vielleicht kurioseste Schrift der Welt, das koreanische Hangul, erwähnen, deren Charakter als Silben- oder Phonemschrift ebenfalls heiß diskutiert ist.²⁵ Hangul besitzt für jedes Phonem ein Zei-

²¹ Pāṇini hat nach eigenen Angaben Schrift gekannt; leider ist nicht klar, welche (Salomon 1996, 372).

²² Es darf an dieser Stelle eigentlich die altpersische Keilschrift nicht unerwähnt bleiben, die ebenfalls teilweise als Abugida funktioniert. Es ist aber an diesem System und v.a. an seiner Entstehung soviel unklar, dass es hier lieber ausgeklammert bleibt.

²³ Ob in Gə'əz, für dessen Schreibung die äthiopische Schrift ursprünglich adaptiert wurde, ähnlich wie in den indischen Sprachen der inhärente Vokal besonders häufig auftritt, ist mir nicht bekannt.

²⁴ Coulmas (1989, 184 f.), der diesen Punkt anspricht, lehnt allerdings wie die meisten modernen Gelehrten die strikte Anwendung 'teleologischer' Theorien ab, wo diese den Daten zu widersprechen scheinen.

²⁵ Taylor / Taylor (1995, 211) nennen Hangul ein „alphabetic syllabary“, bezeichnen es aber gleichzeitig als „first and foremost an alphabet“, da „one letter codes one phoneme“ (ebd., 213).

chen, das sogar einen logischen Zusammenhang zwischen Form und Inhalt aufweist;²⁶ diese Phonemzeichen werden jedoch nach chinesischem Vorbild in Silbenblöcken geschrieben. Moderne Versuche, das Schriftbild dem linearen lateinischen anzupassen, sind gescheitert. Dass die Silbenschrift nicht nur eine rein graphische Eigenart ist, zeigt die obligatorische Schreibung eines Platzhalterzeichens anstelle des anlautenden Konsonanten in einer V- oder VC-Silbe.²⁷ Andererseits machen die historischen Aufzeichnungen, die die Erfindung der Schrift 1446 dokumentieren, klar, dass die Schrifterfinder die Silbe in Anlaut, Gipfel und Auslaut einzuteilen wussten und Konsonanten und Vokale auch formal unterschieden. Diese Errungenschaft eines fortgeschrittenen Sprachverständnisses wird oft als besondere Leistung der koreanischen Gelehrten unter König Sejong hervorgehoben; es ist jedoch naheliegend, den Einfluss von Brāhmī-Schriften anzunehmen.²⁸ Der Koreaner kennt also das Phonem, schreibt aber trotzdem in Silbeneinheiten.²⁹ In einem koreanischen Kreuzworträtsel wird ein Silbenblock in ein Kästchen gesetzt. Daraus ergibt sich, dass die Fähigkeit, Sprache weiter aufzuspalten, keineswegs zwingend bedeutet, dass diese höchste erreichte Analysestufe im Typ der Schrift reflektiert sein muss. Dieser Umstand wiederum legt nahe anzunehmen, dass auch Nicht-Schreiber oder Schreiber einer Logo-/Syllabographie grundsätzlich fähig sind, selbstständig Phoneme zu isolieren, wenn gleich die Silbe scheinbar näher liegt.

Bibliographie

- Bright 1994 = William Bright, *Evolution of the Indian Writing System*. In: *Schrift und Schriftlichkeit. Ein interdisziplinäres Handbuch internationaler Forschung*, ed. Hartmut Günther et al. I (= HSK 10,1; Berlin – New York 1994), 322–328.
- Coulmas 1989 = Florian Coulmas, *The Writing Systems of the World* (Oxford – New York 1989).
- Daniels 1996 = Peter T. Daniels, *The Study of Writing Systems*. In: Daniels et al. 1996, 3–17.

²⁶ Sampson (1985, 120 ff.) klassifiziert Hangul deshalb als „featural system“.

²⁷ King 1996, 222.

²⁸ Taylor / Taylor 1995, 212.

²⁹ Auch für Hangul wird argumentiert, dass die Schreibung in Silbenblöcken die Leseeffizienz erhöhe. Laut King (1996, 220) ist diese Behauptung kaum empirisch untersucht; vgl. aber Taylor / Taylor 1995, 219 ff.

- Daniels et al. 1996 = *The World's Writing Systems*, ed. Peter T. Daniels et al. (Oxford – New York 1996).
- Diringer 1949 = David Diringer, *The Alphabet. A Key to the History of Mankind* (London ²1949).
- Février 1948 = James G. Février, *Histoire de l'écriture* (Paris 1948).
- Friedrich 1966 = Johannes Friedrich, *Geschichte der Schrift unter besonderer Berücksichtigung ihrer geistigen Entwicklung* (Heidelberg 1966).
- Gelb 1963 = I[gnaz] J. Gelb, *A Study of Writing* (Chicago – London ²1963).
- Healey 1990 = John F. Healey, *The Early Alphabet*. In: *Reading the Past. Ancient Writing from Cuneiform to the Alphabet*, ed. J[ames] T[homas] Hooker (London 1990), 197–258.
- King 1966 = Ross King, *Korean Writing*. In: Daniels et al. 1996, 218–227.
- O'Connor 1996 = M[ichael] O'Connor, *Epigraphic Semitic Scripts*. In: Daniels et al. 1996, 88–107.
- Salomon 1996 = Richard G. Salomon, *South Asian Writing Systems*. In: Daniels et al. 1996, 371–372.
- Sampson 1985 = Geoffrey Sampson, *Writing Systems. A linguistic introduction* (London 1985).
- Taylor / Taylor 1995 = Insup Taylor / M. Martin Taylor, *Writing and Literacy in Chinese, Korean and Japanese* (= *Studies in Written Language and Literacy* 3, Amsterdam – Philadelphia 1995).

Institut für Sprachwissenschaft • Universität Wien • Dr.-Karl-Lueger-Ring 1, A-1010 Wien

E-Mail: corinna.salomon@univie.ac.at